

Zeitschrift: Oltner Neujaarsblätter
Herausgeber: Akademia Olten
Band: 28 (1970)

Artikel: Haare
Autor: Meier, Herbert
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-659183>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Haare

Haare sind Oberhautgebilde. Haare sind Fäden, verhornte Zellen, bestehend aus Mark, Rinde, Farbstoff. Das wusste man damals. Man wusste auch, Kopfhare können vier Jahre alt werden. Er liess sie wachsen und schwörte bei sich selbst, sie nie mehr schneiden zu lassen. Er beschloss, sich nur noch mit seinen Haaren zu befassen, und verkroch sich zu diesem Zweck ins Dachzimmer. Die Mutter brachte ihm täglich Äpfel, eine Suppe, drei Brötchen und eine Flasche Coca. Sie nährte ihn so, ohne Widerrede, denn er war ihr einziger Sohn. Auch hoffte sie, das Haarexil werde ihn endlich an ihr Haus binden. Vor wenigen Tagen war er aus Nepal zurückgekehrt, wo sein Freund, der ihn dorthin begleitet hatte, als Blutspender umgekommen war. Doch davon sprach man nicht mehr. Die Nepalfahrten sind eine Seuche wie einstmal die Kinderkreuzzüge, hatte der Hausarzt gesagt. Da sei man machtlos. Versuchen Sie es mit Liebe, hatte er der Mutter geraten. Sie, die geschiedene Gattin eines Versicherungsmathematikers, hoffte, durch Gehorsam den Erreger jener Seuche in ihrem Sohn, wenn nicht abzutöten, so doch wenigstens stillzulegen. So brachte sie ihm das Essen wie einem Kranken, bürstete den Teppich, auf dem er sass, legte ihm die Woldecke über die Schultern. Nichts verbieten, war ihr Grundsatz. Verbote treiben ihn mir aus dem Haus. Er wünschte sich einen Ochsnerkübel, weil ihn das Treppensteigen zu sehr schwächte. Sie brachte ihm den Ochsnerkübel, er bemalte ihn mit schönen Blumenmustern. Und wenn er voll war, kam sie, trug ihn hinunter, leerte ihn und fegte ihn sauber. Mittags zündete er Raucherstäbchen an, um den eigenen Gestank zu vertreiben. Die Stäbchen steckte er in einen Apfel, sieben Stäbchen brannte er ab. Daran schlief er ein, sitzend, die Beine gespreizt, mit angezogenen Knien. So sah sie ihn auch, wenn sie zum Gutnachtuss kam, mit gesenktem Kopf sass er da. Sie küsste seine Haare. Er schien nichts zu verspüren. Sie strich ihm mit der Hand über den Kopf, das war alles, was sie brauchte für den eigenen Schlaf, diese Berührung. Tagsüber zeichnete er mit farbigen Filzstiften auf Packpapier. Er zeichnete Haarzwiebeln, Haarpapillen, Rinden- und Markschichten und Gefässe. Auch Grannenhaare, wie die Katzen sie haben; ferner Talgdrüsen. Er bemalte sich die Füsse: aus einem sonnenähnlichen Zentrum auf dem Rist strahlten bunte Fäden aus. Eines Tages zeigte er der Mutter seine Brust. Darauf hatte er sich ein helmartiges Gebilde gemalt, mit drei Augen, wie sie zu erkennen glaubte. Nein, das sind keine Augen, das sind Zellen, erklärte er. Ein mehrzelliges Drüsenhaar. Die Mutter lobte seine Arbeit. Sie hatte immer einen Zellforscher oder ähnliches gewünscht. Gerne hätte sie ihm Bücher gekauft, biologische. Aber er lehnte ab. Ich lese nicht mehr. Das ist vorbei. Es genügt, wenn einer meditiert, dachte sie und bedrängte ihn nicht mehr mit Büchern. Hingegen liebte er Musik. Sie hatte ihm eine kleine Stereoanlage eingerichtet. Was tut man nicht alles für sein Kind! Er hörte vor allem Indisches. In den ersten Tagen seines Zellenlebens hatte er noch Flöte gespielt, stundenlang. Jetzt sei auch das vorbei, sagte er. Er hatte die Flöte angenagt; anfänglich hatte er sie aufessen wollen, aber das liess er dann sein. Alles liess er sein. Das war seine Weisheit, und die Mutter verstand es. Eines Abends hatte sie ihm etwas Besonderes gebracht: einen siamesischen Apfel, zwei Früchte, aneinander gewachsen, an einem Stiel. Er biss hinein und war glücklich, wie ihr schien. Da wagte sie es, ihn zu fragen, wann er wieder in ihre Wohnung herunterkomme. Sie ertrage es nicht mehr, allein zu sein. Er schlug ihr vor, die Abende hier oben bei ihm zu verbringen. Doch möchte er nicht, dass gesprochen werde. Auch das sei vorbei, das Reden. Man rede doch nur, um sich nicht allein zu fühlen. Wer hingegen beisammen sein könne, ohne zu reden, nur der sei nicht allein. Und er zündete seine sieben Räucherstäbchen an, die er in den angebissenen siamesischen Apfel gesteckt hatte. Es ist wie in der Kirche, sagte sie. Ja, sagte er. Dann legte er ein feines Papier vor sich auf den Teppich, streute Tabak darauf und irgendwelche Krümel, die er aus einer silbernen Dose nahm; rollte das zu einer Zigarette, setzte ein Pappmundstück ein, umklebte es mit einem Streifen Papier, zündete es an und gab es seiner Mutter. Sie nahm es in den Mund und rauchte. Was ist das? fragte sie. Er sagte: Eine Kindertrompete. So kam sie Abend für Abend zu ihm, und Mutter und Sohn bliesen «Kindertrompete» und betäubten sich. Sie brauchten keine Worte mehr. Die Stirne war überwachsen mit Haar. Manchmal teilte sie ihm die Strähnen, um

seine Augen zu sehen. Seine Augen hatten grosse Pupillen und schienen nirgendwohin zu blicken. Sie zündete ihm, wie man später bei der Untersuchung herausfand, am 15. November eine Kindertrompete an; ihre Hände zitterten. Er sog und sog Rauch ein. Sein Kopf fiel zurück. Die Streichholzsachtel in der Hand der Mutter fing Feuer. Seine Haare fingen Feuer. Er sass da und liess es brennen. Sie sass da und liess ihn brennen. Es roch nach verbranntem Horn: und was wissenschaftlich feststand, dass Haare verhornte Zellen sind, wurde in diesem Augenblick riechbar. Sie umarmte ihn. Und da sie ein Kleid trug, das aus Kunstfasern war, wurde auch sie in Brand gesteckt. Vielleicht hätte sie erklärt, sie sei ein brennendes Opfer ihres Gehorsams geworden. Aber da sie in der Umarmung verkohlt war, gab es keine Worte mehr von ihr.

SUARDUS JACOBUS POSTHUMA

Ein Porträt

Dieser Regenwurm wird es nicht weit bringen.
Er ist zu weich. Regen macht ihn melancholisch.
Immer verkriecht er sich in den Boden, dem er fruchtet, zur Freude des Gärtners.
Wehe dem Wurm, dem wehrlosen Opfer feudaler Bodenverhältnisse!
Wehrlos, gewiss: nackt und rosa, ein neugeborenes Kind: eine Waise, für die es auf Erden keinen Platz gibt – im Dunkeln und Stillen erschleicht er sich seine Wege.
Er ist zu naiv, dieser Regenwurm.
Geradezu stumpfsinnig.
Er glaubt an das Überirdische. Er spürt – ein geheimnisvolles Klopfen und Picken – den Ruf aus dem Jenseits. Da wurmt ihn plötzlich der Humus; den Blinden drängt es zum Licht: der Wurm entflieht seiner irdischen Umnachtung.
Am hellichten Tag erwartet ihn die Drossel. Ungeduldig und gefräßig.

Feodor

Es ist unmöglich, das Loblied eines Heimchens zu singen. Unsere Sprache schätzt die geistige Grösse dieses Wesens gering, rückt sie gänzlich ins Diminutive. Von allen Tieren ist der Mensch das Überheblichste: Sind, seiner Meinung nach, Insekten sonst nur zum Totschlagen da, so gibt er hier, väterlich lächelnd, eine ganze Spezies erniedrigender Verniedlichung preis. Natürlich könnte man sich über solche Bedenken leicht hinwegsetzen und ungeniert von, sagen wir, «meinem grossen und hochgeschätzten Freund Felicitas» reden, aber wer wäre so naiv zu glauben, dass mit einem solchen Tun wirklich etwas getan wäre? In Ernst, welcher Leser nähme die hochgeschätzte Freundschaft eines Heimchens namens Felicitas auch nur eine Sekunde ernst? Das Heimchen, das meine Stube heimgesucht hat, heisst übrigens Feodor. Wenn ich bedenke, dass es Leute gibt, die mich bei jeder Flötensonate, die ich spiele, und bei jeder Dame, die ich abends nach Sieben empfangen, des Unfugs, respektive der Unsittlichkeit bezichtigen – dabei spiele ich schlimmstenfalls Händel –, so muss ich meinem Feodor Eigenschaften zubilligen, die ich in meinen Nachbarn schon lange vergeblich gesucht habe. Feodor klatscht nicht und klagt nicht, er zirpt leise vor sich hin. Lieber als mich anzubellen wie ein Hund oder auszuschimpfen wie ein Polizist, zirpt er und ist zufrieden. Und wenn sich ein einziges Mal ein Misston in sein Zirpen mischt, so tönt es gedämpft, mehr nach Trauer als nach Tadel; c'est le ton qui fait la musique. Übrigens hat er zu seiner melodischen Trauer allen Grund. Ist doch der Mensch unfähig, ihm den gebührenden Lobgesang zu singen.